

■ Kulturgeschichte des Sports

Wolfgang Behringer, Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis ins 21. Jahrhundert, München (C. H. Beck) 2012, 494 S., 62 Abb., 24,95 €

Im vorliegenden Band geht Wolfgang Behringer nicht nur als einer der Ersten das Wagnis ein, eine Geschichte des Sports über drei Jahrtausende hinweg zu schreiben. Er unterlegt seine Gesamtdarstellung auch mit einer provokanten These: Der Vorgang der »Sportifizierung« sei zu den Fundamentalprozessen der Moderne zu rechnen und deshalb auf eine Stufe mit Disziplinierung, Verrechtlichung oder Säkularisierung zu stellen.

Vor der Auseinandersetzung mit Behringers Hauptthese sei auf zwei grundlegende Stärken des Bandes hingewiesen. Als Frühneuzeit-historiker erschließt er dem Leser eine Fülle erzählender und ansprechend reproduzierter Bildquellen, die eindrücklich das Vorurteil der älteren Sportgeschichtsschreibung widerlegen, in der Frühen Neuzeit habe der Sport seinen historischen Tiefpunkt erlebt. Positiv hervorzuheben ist außerdem, dass der Autor dank seines gut lesbaren Stils das Ziel einlöst, nicht nur zu informieren, sondern auch zu unterhalten. Dazu tragen nicht zuletzt markante Urteile wie die Bewertung des Body-Mass-Indexes als einer »esoterischen Kategorie« und die Rede von einer »Fitnesskirche« sowie die ironische Annäherung an den Boulevardjournalismus bei, wenn etwa unmittelbar unter dem Titel »Gipfelglück« ein Unterabschnitt mit »Sport und Sex« überschrieben oder wenn das hohe Verletzungsrisiko bei Extremsportarten unter dem Aspekt der Kosten für die allgemeine Krankenversicherung abgehandelt wird.

Da Behringer mit seinem Versuch, »Sportifizierung« als Paradigma zu etablieren, zweifellos eine Debatte anstoßen wollte, sei diese Hauptthese des Buches hier ausführlicher aufgegriffen. Das grundlegende Problem, das eine neutrale Zusammenfassung der Kernthese des Bandes erschwert, besteht darin, dass es Behringers Argumentation insgesamt an Kohä-

renz mangelt. Behringer verwirft zunächst die Vorstellung der jüngeren sozialhistorisch orientierten Sportgeschichtsschreibung, die den Sport als spezifisch modernes Phänomen definiert. Gemäß dieser Interpretation hat sich der Sport im 19. Jahrhundert herausgebildet und unterscheidet sich klar von den früher existierenden Formen des Spiels, der Bewegungskultur und des körperlichen Wettkampfs, unter anderem durch Säkularisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung und Quantifizierung. Dem hält Behringer einen Ansatz entgegen, der davon ausgeht, dass der Sport als »anthropologische Konstante« in verschiedenen Kulturen seine jeweils eigene Ausprägung erfährt. Allerdings ist seine These von der »Sportifizierung« als Fundamentalprozess der Moderne gerade darauf angewiesen, dass zu Beginn der Neuzeit ein grundlegender Wandel einsetzt. Um dies plausibel zu machen, übernimmt Behringer im Wesentlichen den Kriterienkatalog der soziologisch inspirierten Sporthistoriographie und argumentiert, dass ein hoher Institutionalisierungsgrad und damit die Charakteristika, die den »modernen Sport« nach verbreiteter Auffassung erst seit dem 19. Jahrhundert auszeichnen, in Wirklichkeit bereits im 16. Jahrhundert nachzuweisen seien. Wenn der Bruch aber nicht gelegnet, sondern bloß um drei Jahrhunderte verlegt wird, bedeutet dies, wenn man sich von definitorisch-terminologischen Spitzfindigkeiten frei macht, indirekt die Bestätigung der Ergebnisse der Sozialhistoriker und Soziologen, gegen die Behringer polemisiert.

Problematisch ist auch der Umgang mit dem Wort »Sport«. Einleitend hält Behringer unter Berufung auf einen der Väter der Begriffsgeschichte, Otto Brunner, zu Recht fest, dass Sachverhalte in der Vergangenheit existieren konnten, selbst wenn es dafür noch keine Begriffe gab. Das Argument geht freilich ins Leere, denn »Sport«, legt Behringer überzeugend dar, existierte als Begriff mit der Bedeutung »Kurzweil«, »Vergnügung« ohnehin seit Beginn der Neuzeit. Umso interessanter wäre es daher gewesen, er hätte den Umkehrschluss nicht unreflektiert gezogen, sondern sich mit der Möglichkeit des Begriffswandels ausdrücklich ausei-

nergengesetzt. Denn »durchgehaltene Begriffe« sind, so Reinhart Koselleck, »kein hinreichendes Indiz für gleichbleibende Sachverhalte«.

Mit einem breiten Sportbegriff im Sinne von Kurzweil widersetzt sich Behringer immer wieder einer Verengung des Sports auf den Leistungssport in derjenigen Gestalt, die er seit dem 19. Jahrhundert angenommen hat. Der Breitensport nimmt in der als Alltagsgeschichte des Sports konzipierten Monographie und in der Beweisführung, dass in der Frühen Neuzeit die »Sportifizierung« der Gesellschaft einsetzte, beträchtlichen Raum ein. Umso größer ist die Überraschung, gegen Ende des Bandes auf den Satz »Wenigen Lesern wird erinnerlich sein, dass die Versportlichung unserer Alltagskultur noch nicht so lange zurückliegt« zu stoßen und festzustellen, dass damit eher das 20. als das 19. Jahrhundert gemeint zu sein scheint.

Es fällt auch deshalb schwer, sich von der Hauptthese des Bandes überzeugen zu lassen, weil es Behringer in den Details nicht immer genau nimmt. Mehrfach grenzt er sich dagegen ab, die »Rekordsucht« als spezifisches Charakteristikum des modernen Sports anzuerkennen. Nun spricht aber Allen Guttman in *From Ritual to Record* gar nicht von »Rekordsucht«, sondern von »quest for records«, was nicht nur in Gutmans eigenhändiger Übersetzung seines Klassikers als »Suche nach Rekorden« wiedergegeben wird und den durch Reglementierung und Quantifizierung möglich gewordenen Wettkampf mit räumlich oder zeitlich entfernten Gegnern meint. Im Lichte dieser Polemik Behringers bekommt es eine ironische Note, dass das Kapitel über das 20. Jahrhundert von Rekordlisten – die größten Stadien, die meisten Goldmedaillen, die SportlerInnen mit den höchsten Einkommen usw. – nur so strotzt. Zu den Ungenauigkeiten, die ohne großen Aufwand hätten beseitigt werden können, gehört, dass Behringer die Historikerin Christiane Eisenberg zu einer Anglistin macht und dass er in eine Auflistung der Schweizer Kantone die Stadt Chur aufnimmt. Von eigenwilligen Schwerpunktsetzungen zeugt schließlich, dass in einer als Globalgeschichte des Sports angelegten Monographie

der FC Bayern München mehr als zehn Seiten einnimmt.

Bei aller Kritik gilt es abschließend noch einmal zu betonen, dass Behringer einen leistungswerten Überblick über die letzten 3.000 Jahre Sportgeschichte vorgelegt hat, der von den Spielen der Antike über die Turniere des Mittelalters und die im frühneuzeitlichen England veranstalteten *Olympick Games* bis hin zum heutigen Leistungs-, Breiten-, Fun- und Trendsport reicht. Indem er bestimmte Themenkomplexe, z. B. Frauensport, Wintersport, Sportbauten, Sportarten, in allen behandelten Epochen nah an den Quellen aufgreift und Seitenblicke über Deutschland und Europa hinaus wirft, führt er Kontinuitäten und Unterschiede eindrucksvoll vor Augen. Und auf die Idee, in der Frühen Neuzeit ein »dunkles Zeitalter« des Sports zu sehen, wird nach der Lektüre dieses Bandes niemand mehr kommen.

STEFAN WIEDERKEHR (ZÜRICH)

■ Oberdeutsche Kaufleute in Genua

Marco Veronesi, Oberdeutsche Kaufleute in Genua, 1350–1490. Institutionen, Strategien, Kollektive (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B; Bd. 199), Stuttgart (W. Kohlhammer Verlag) 2014, 347 S., 8 Abb., 32,00 €

Seit dem Hochmittelalter bestanden transalpine Handelskontakte oberdeutscher Kaufleute zu italienischen Märkten, die mit zu den wichtigsten Handelsströmen im europäischen Fernhandel zählten, bevor die transozeanischen Schifffahrtsrouten der frühen Neuzeit ihren Anfang nahmen. Umso erstaunlicher ist daher der Umstand, dass Genua zumindest im deutschsprachigen Raum als ein Knotenpunkt der bereits im Mittelalter bestehenden internationalen Handelsverbindungen bisher wenig Beachtung geschenkt wurde, zumal Venedig in der wirtschaftshistorischen Forschung seinen festen Platz hat. Das vorliegende Buch füllt diese Lücke in eindrucksvoller Weise.

Vor allem die Sichtung und systematische Auswertung der in Genueser Archivbeständen erhaltenen notariellen Beurkundungen und Prokuren in Hinblick auf die längerfristig in Genua weilenden Kaufleute aus den Regionen Oberdeutschlands ist eine Leistung, die dem Autor hoch anzurechnen ist. Die Fülle des neuerschlossenen Quellenmaterials erlaubt es ihm, nicht nur Auskünfte über deren Handelsstrategien zu geben, sondern darüber hinaus auch Aussagen über ihre soziale Verankerung innerhalb der Genueser Handelsmetropole zu treffen. Damit reiht er sich in die aktuelle Forschung ein, die seit einiger Zeit vermehrt entweder einzelne Handelsunternehmen oder einzelne Kaufmannspersönlichkeiten und deren Geschäftspraktiken in den Blick nimmt.

Das Hauptanliegen des Autors besteht in dem Versuch, oberdeutsche Kaufleute in Genua zu identifizieren und ihre Organisationsstrukturen und Handelsstrategien darzustellen. Dadurch soll ein Gesamtbild der oberdeutschen Fernhändlerschicht in der *Superba* gezeichnet werden, welches das in der Geschichtsschreibung dominierende Bilder der Vormachtstellung der bekannten, finanzkräftigen Nürnberger Kaufleute und deren Handelsaktivitäten in Venedig ergänzt. Veronesi gibt zunächst einen Überblick über die Entwicklung des oberdeutschen Genuahandels bis zum 15. Jahrhundert. In einem zweiten Schritt widmet er sich ausführlich den Rahmenbedingungen, denen alle der *natio alemannorum* angehörenden Kaufleute unterworfen waren, bzw. von denen sie in großem Maß profitierten. Neben der Beschreibung bereits bekannter Unternehmen, wie der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft oder auch der St. Gallerer Diesbach-Watt-Gesellschaft, ist der große Verdienst des dritten Buchabschnittes die Vorstellung zum Teil schildernder Kaufmannspersönlichkeiten, die bisher kaum oder überhaupt nicht bekannt waren. Beispielfhaft seien hier nur Ulrich Zeringer (gestorben nach 1490/91) und Georg Sur (gestorben 1474) erwähnt. Ersterer wurde vom Pech verfolgt: Nachdem seine Geschäfte in Krakau und Breslau bankrottgingen, scheiterte auch sein Versuch, sich mit dem Verkauf von auf der

Krim angekauften Sklaven zu sanieren, da die Karawane auf ihrem Weg nach Genua ausgeraubt wurde. Das Handelsgeschick Georg Surs, über dessen Herkunft nur spekuliert werden kann, muss dagegen besser ausgeprägt gewesen sein, konnte er doch offensichtlich hinreichend Reichtum akkumulieren, um die Entführung seiner Tochter als ein lohnendes Unterfangen erscheinen zu lassen. Diese Fallbeispiele, aber auch die im zweiten Kapitel beschriebenen Vorgänge zum Erwerb von Privilegien, zur Wahl eines Konsuls und zur Aneignung von Wohn- und Lagerraum, zeigen in bemerkenswerter Weise, zu welchen beachtlichen neuen Erkenntnissen akribisches Quellenstudium führen kann.

Der Autor begreift die in Genua weilenden *mercatores alemanni* dabei als lockeren Personenverband und grenzt sie so von den »Venedigfahrern« ab, deren Handeln auf einander abgestimmt gewesen sei, um sich gemeinsam gegen die monopolistisch geprägte Handelspolitik Venedigs durchsetzen zu können. In Genua dagegen errichteten die deutschen Kaufleute lediglich ein Konsulat, das als rechtliche Interessensvertretung gegenüber Genueser Behörden fungierte, die einzelnen Kaufleute in ihren persönlichen Handelstätigkeiten aber nicht bevormundete. Aus diesem Grund schränkt der Autor am Ende seiner Ausführungen die Verwendbarkeit des Kollektivbegriffs für diese Personengruppe stark ein, so dass die Frage erlaubt sein darf, warum der Begriff im Untertitel mit angeführt wurde. Gelungen sind die Darstellung der unterschiedlichen Formen der Kooperation und Vergesellschaftung sowie die Schilderung der Handelsstrategien des oberdeutschen Unternehmertums in Genua und die Beschreibung der durch sie geschaffenen und ihren Interessen entsprechenden »weichen« institutionellen Rahmenbedingungen, wie die Errichtung eines temporären *Fondaco* oder die offizielle Wahl eines Konsuls. Die Errichtung von dauerhaften Niederlassungen oder das Eingehen von strategischen Partnerschaften zählten neben der beachtlichen Durchdringung mediterraner Handelsplätze zu den wichtigsten Strategien von Jos Humpis (gestorben vor 1455), Georg Sur oder auch Johannes Breunlin (gestor-

ben nach 1490) – um nur einige wenige beim Namen zu nennen – um ihre Unternehmungen zum Erfolg zu führen. Die geschickte Verknüpfung dieser Untersuchungsschwerpunkte ergibt ein fundiertes und detailliertes Bild einer bislang wenig beachteten Personengruppe und ihres kommerziellen Beziehungsgeflechtes.

Auch revidieren die Ausführungen die allzu schematische Vorstellung von einem bilateralen Handelsstrom zwischen Oberdeutschland und den italienischen Märkten, in dem Leinwandstoffe und Metallwaren aus dem Norden in den Süden verbracht wurden, wo sie – wie im Falle Venedigs – gegen Levantinische Luxusgüter eingetauscht wurden. Erst die Berücksichtigung der katalonischen und lombardischen Märkte und deren Verknüpfung über den Seeweg machte Genua zu einem attraktiven Umschlagplatz für oberdeutsche Kaufleute, die, ausgestattet mit einer gewissen Risikobereitschaft, die Handelsrestriktionen, wie sie in Venedig herrschten, zu umgehen geneigt waren.

Damit legt Veronesi ein in sich kohärentes Buch vor, das Forschungslücken der älteren Literatur zum Thema schließt, neue Erkenntnisse präsentiert und aktuellen Forschungsansätzen Rechnung trägt. Zum einen verfolgt er mit der prosopographischen Herangehensweise ein noch recht junges Verfahren in der wirtschaftshistorischen Forschung und ihm gelingen damit die Offenlegung der Beziehungsnetze einzelner Kaufleute oder auch Kaufmannsfamilien und deren oftmals große geographische Entfernungen überspannende Handelsverbindungen. Zum anderen wendet er sich explizit den handelnden Akteuren zu, indem er von ihren Interessen ausgeht und die dadurch entstandenen Strukturen als Folge dieser Handlungen begreift. Der Aufbau von entweder langjährigen Geschäftspartnerschaften oder kurzfristigen klientelären Abhängigkeitsverhältnissen, der Austausch von relevanten Geschäftsinformationen mittels Briefverkehr sowie die vor den politisch-wirtschaftlichen Hintergründen abgefassten Korrespondenzen können in ihrer Genese und ihrer Realisierung nachvollzogen werden. Die oberdeutschen Kaufleute werden damit als innovative Gruppe verstanden, da sie von sich aus neue

Möglichkeiten im Gütertransfer suchten und erkannten, tatkräftig neue Märkte erschlossen und den Handelsstandort Genua gewinnbringend in ihre Handelstätigkeiten einbauten. Die drei kleineren Kritikpunkte, die den inhaltlichen Gehalt des Buches keinesfalls schmälern und aus diesem Grund erst zum Schluss zur Sprache gebracht werden, betreffen das Fehlen einer Übersichtskarte mit den Haupthandelsrouten und den erwähnten Handelsstationen, die für den Fachfremden, dessen Interesse Veronesi ebenfalls zu wecken hofft, sicherlich hilfreich gewesen wäre. Auch die angebrachten, unstrittbar mühsam entzifferten Zitate aus den Quellen in »Originalsprache«, erschließen sich zwar immer aus dem Kontext, könnten für den Laien aber eine Hürde im Lesefluss darstellen. Schließlich ist nicht ganz klar, warum von der sonst konsequent plausiblen inhaltlichen Gliederung des gesamten Buches im zweiten Teil abgewichen wird und die Betrachtung der Gesellschaft des Jos Humpis in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von der der *magna societas* sowie der Humpisgesellschaft in der zweiten Jahrhunderthälfte getrennt wird.

ANKA STEFFEN (FRANKFURT (ODER))

■ Die Aktualität der Vormoderne

Klaus Ridder/Steffen Patzold (Hg.), Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität (Europa im Mittelalter; Bd. 23), Berlin (Akademie Verlag) 2013, 383 S., 18 Abb., 99,80 €

Der vorliegende Band geht auf die erste Tagung des 2009 an der Tübinger Eberhard-Karls-Universität gegründeten »Zentrums Vormoderne Europa« zurück, das sich zum Ziel gesetzt hat, die gängigen Epochenmodelle kritisch zu reflektieren. Mittels interdisziplinärer und diachron konzipierter Verbundforschung soll die auf den Humanismus zurückgehende und das heutige akademische Arbeiten bestimmende Epochenenteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit und die seit der Aufklärung entwickelten Modernisierungstheorien hinterfragt werden. Zentrum und Tagungsband stellen damit

eine weitere Reaktion auf den Einbruch der Postmoderne in die Geistes- und Kulturwissenschaften, die wachsende Verunsicherung über das Wesen der Moderne und den schwindenden Fortschrittsoptimismus dar. Nach den Bestrebungen, die Raumkonzepte, mit denen wir traditionell arbeiten, zu dekonstruieren, sind nun die zeitlichen Kategorien an der Reihe: Wie im Zeichen des Postkolonialismus die Welt jenseits von Europa nicht mehr als das archaische und statische Andere zum modernen Europa begriffen werden soll, so soll dies nun auch für »fernere Jahrhunderte« in der europäischen Vergangenheit gelten. Die Moderne ist, wie Ewald Frie im forschungsgeschichtlichen Teil seines Beitrags erläutert, nicht nur ein chronologischer, sondern auch ein geographischer Begriff (dazu bereits: Johannes Fabian, *Time and the Other. How Anthropology Makes Its Object*, New York 1983) und ein Instrument qualitativer Wertung, da er bestimmte Eigenschaften impliziert. – Wir stehen also in Bezug auf frühere Zeiten vor denselben im Spannungsfeld zwischen Universalismus und Kulturalismus angesiedelten Problemen wie im Hinblick auf andere Weltgegenden.

Von den 14 durchgehend deutschsprachigen Beiträgen will ich nur jene besprechen, die sich mit diesen Problemen auseinandersetzen. Der Kunsthistoriker Jeffrey Hamburger und die Literaturwissenschaftlerin Hildegard Keller erinnern zunächst daran, dass Epochengrenzen stets künstlich und in gewissem Maße beliebig sind und Dichotomien des Vorher-Nachher produzieren, in denen das Vorher häufig genug als Gegenentwurf zur jeweiligen Gegenwart fungiert. Im Anschluss forschen sie mit Blick auf Konzepte von Innerlichkeit nach Brüchen und Kontinuitäten zwischen Mittelalter und Neuzeit, die sich nicht mit der traditionell als Epochengrenze wahrgenommenen Zeit der Reformation decken. Der Germanist Martin Baisch schlägt vor, das Paradigma der kulturellen Alterität der Vormoderne im Allgemeinen und des Mittelalters im Speziellen aufzugeben, da es essentialistische Zeitblöcke konstruiert und wissenschaftlichem Exotismus das Wort rede.

Frank Rexroth veranschaulicht anhand der Rezeption der mittelalterlichen Scholastik, wie

Epochenentwürfe und die Meistererzählungen von der Geschichte, deren Bestandteil sie sind, Sinn in der Gegenwart stiften und zur Formierung kollektiver Identitäten beitragen. Aufklärer und Romantiker sahen in der scholastischen Wissenschaft im Besonderen und dem Mittelalter im Allgemeinen den Gegenentwurf zur Gegenwart und gingen davon aus, dass zwischen Mittelalter und Moderne keinerlei Kontinuitäten bestanden; seit 1945 jedoch werden zunehmend Gemeinsamkeiten zwischen mittelalterlicher Scholastik und postmoderner Jetztzeit entdeckt. Dem Elitendiskurs der »Sattelzeit« widmet sich Wilfried Nippel. Er unterstreicht, dass die Protagonisten der Französischen Revolution den radikalen Neubeginn und den Bruch mit allem Vorherigen angestrebt hätten und daher auch antike Gesellschaftsordnungen kein Vorbild für die Republik hätten sein können – die antiken demographischen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse seien als zu verschieden wahrgenommen worden.

Die Dichotomien, die aus dem Modernisierungsparadigma resultieren, versucht Andreas Holzem im Hinblick auf die Kategorie des religiösen Wissens zu dekonstruieren: Keineswegs sei religiöses Wissen in der Vormoderne statisch, unproduktiv und ob dogmatischer Beschränkungen nicht erneuerbar gewesen; Dynamik sei auch auf diesem Gebiet kein Alleinstellungsmerkmal der »Sattelzeit« und der aus ihr folgenden Moderne. Holzem warnt davor, die Selbstwahrnehmung und -darstellung der Bildungseliten der Zeit um 1800, die sich als die Protagonisten eines epochalen Bruchs mit dem Vergangenen verstanden, unkritisch zu übernehmen, und ruft die historische Forschung auf, stattdessen nach Kontinuitäten und dem Weiterleben »vormoderner« Strukturen und Konzepte in der »Moderne« zu fahnden. Auf Kontinuitäten statt auf Brüche in der Geschichte zu fokussieren, hat ja bereits in Bezug auf Spätmittelalter und Spätantike zu neuen Perspektiven auf diese früher als Epochenscheiden, heute eher als Phasen tiefgreifender Transformationsprozesse verstandenen Zeiträume geführt. Damit es gelingen kann, die Epochengrenze 1800 zu relativieren, müssten, so Holzem, zu-

dem jene Zäsuren und Wandlungsprozesse, die sich zwischen 800 und 1800 ereignet haben, verstärkt unter die Lupe genommen werden. In dieselbe Richtung weist Ewald Fries Beitrag, der für das Vorhaben wirbt, Ordnungen in Zeiten der Krise und des beschleunigten Wandels zu untersuchen und die Meistererzählungen vom historischen Fortschritt und den großen Epochenwenden durch die Darstellung kleinschrittiger Veränderungen zu ersetzen. Unter der Prämisse, dass stets verschiedene Ordnungen neben- und miteinander existierten, könne das Zusammenspiel von Elementen studiert werden, die traditionell als vormodern oder modern definiert werden: »Vormoderne Gesellschaften müssen moderne Ordnungselemente enthalten haben. Mit Statik, Holistik, Gewohnheit und Vergangenheitsorientierung allein wird es nicht gegangen sein.« Burghart Wachinger und Dietmar Mieth suchen in ihren Beiträgen denn auch nach scheinbar Modernem im Mittelalter und finden Konzepte von Menschenwürde und Menschenrechten und der Respektierung Andersgläubiger in christlichen Darstellungen von Religionsdebatten und im Diskurs über die Kriege des Deutschen Ordens an der südlichen Ostseeküste. Eine Hinwendung zu Zeiten verdichteter Quellenüberlieferung fordert der Archäologe Ulrich Müller und schlägt eine »Historische Archäologie« vor, die durch inter- und transdisziplinäres Arbeiten neben den im Boden konservierten, archäologischen Quellen auch oberirdisch erhaltene Strukturen (die gemeinhin in die Zuständigkeit der Denkmalpflege und der Kunstgeschichte fallen) und schriftliche Quellen einbeziehen solle. Er betont zudem, dass die Archäologie aufgrund ihrer Methoden eine Disziplin sei, die sich gut für die Untersuchung von Prozessen der *longue durée* eigne und daher Kontinuität und Wandel über lange Zeiträume erfassen helfen könne. Müller stellt darüber hinaus die traditionelle Epochenenteilung der sich mit West- und Mitteleuropa befassenden archäologischen Forschung vor, in der das Hochmittelalter (in der Nachfolge von Ideen der Renaissance) als Epochenlinie zwischen paganem gentilen und christlichem monarchischen Europa firmiert und damit auch als disziplinäre Scheidelinie zwi-

schen Ur- und Frühgeschichte sowie Klassischer Archäologie auf der einen und Mittelalter- und Neuzeitarchäologie auf der anderen Seite.

Michael Borgolte und Klaus Oschema befassen sich mit dem Europa-Begriff, der ebenfalls Gegenstand der kritischen Reflexionen des Tübinger Zentrums sein soll. Borgolte fragt nach dem Nutzen der Analysekategorie Europa für heutige Forschungen zur Vormoderne, ohne zu einer endgültigen Antwort zu gelangen, und plädiert dafür, beziehungs- und verflechtungshistorische und komparatistische Arbeiten anzugehen und verstärkt globalgeschichtliche Ansätze auf die mittelalterliche Geschichte anzuwenden. Die Globalgeschichte, so Borgolte, werfe auch die Frage nach sinnvollen Periodisierungen auf, denn universal anwendbare Epochenentwürfe dürften vor allem für die Zeit vor 1800 schwer zu formulieren sein. Oschema diskutiert das Europakonzept als Alternative zum nationalen Paradigma, warnt jedoch davor, den Europabegriff genauso essentialistisch zu gebrauchen, wie dies lange Zeit mit der Nation geschehen ist. In einer begriffs- und ideengeschichtlichen Studie zur mittelalterlichen Bedeutung des Europa-Begriffs zeigt er auf, dass der Terminus seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert im Fahrwasser der humanistischen Antikenrezeption und vermittelt über griechische Schriften zunehmend Verwendung im lateinischen Europa fand, während in der Zeit zuvor die Einteilung der Menschheit entlang religiöser Grenzen dominiert hatte.

Am Ende bleibt unklar, ob der Band die letzten der Trias Antike – Mittelalter – Neuzeit zunehmend in Mode kommende Epochengliederung Vormoderne – Moderne – Postmoderne bewerben oder sie dekonstruieren will. Hier scheinen die Beiträger_innen unterschiedliche Ziele zu verfolgen. Überraschend ist auch, dass jene Diskussion, die in den letzten Jahren den meisten Schwung in die Debatte um sinnvolle historische Periodisierungen für die hier behandelte Zeit gebracht hat – die Auseinandersetzung um die *Great Divergence*, den Aufstieg des Westens zur globalen Vormachtstellung, und die Frage, ob sich diese Entwicklung bereits im 16. oder erst im 18. oder 19. Jahrhundert

vollzogen hat – gar nicht angeschnitten wird. Dieser Umstand reflektiert die große Schwäche des Sammelwerkes: seinen Eurozentrismus. Wenn die seit dem 15. Jahrhundert in West- und Mitteleuropa ersonnenen Epochenmodelle, Modernisierungstheorien und Europakonzepte kritisch beleuchtet und relativiert werden sollen, dann verspricht eine Konfrontation mit anderen Forschungstraditionen und -gegenständen, die andere Raumbegriffe und divergierende Periodisierungen hervorgebracht haben, fruchtbare Ergebnisse. Räume und Themen, die jenseits des lateinisch-christlichen Europa angesiedelt sind, werden im vorliegenden Werk aber nur in den Passagen zur Forschungsgeschichte überhaupt erwähnt, Vertreter_innen der Byzantinistik oder Judaistik, der Osmanistik oder der Area Studies sind keine unter den Beitragenden, und lediglich die beiden Aufsätze von Müller und Borgolte stellen abweichende Periodisierungsschemata anderer Fächer vor. Ein Anfang ist also getan; ein verstärkter Austausch mit anderen Disziplinen dürfte weitere Anregungen zur Relativierung und Pluralisierung historischer Epochenentwürfe liefern.

UNDINE OTT (JERUSALEM/GÖTTINGEN)

■ Wirtschaftliches Scheitern in St. Gallen in der Frühen Neuzeit

Dorothee Guggenheimer, Kredite, Krisen und Konkurse. Wirtschaftliches Scheitern in der Stadt St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert (St. Galler Kultur und Geschichte; Bd. 39), Zürich (Chronos) 2014, 275 S., 25 Abb., 48,00 CHF/43,00 €

Sowohl die sozial- als auch die wirtschaftsgeschichtliche Forschung beschäftigt sich seit längerem mit dem Kreditwesen von Privat- und Geschäftsleuten in der Frühen Neuzeit. Im Fokus der Untersuchungen stehen dabei insbesondere das französische, englische und deutsche Kreditwesen sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum. Das Gebiet der heutigen Deutschschweiz ist bisher nicht eingehend untersucht worden. Dorothee Guggenheimer hat sich zum Ziel gesetzt, mit ih-

rer Dissertation diese Lücke zu schließen. Sie legt mit ihrer Arbeit zu Ursachen und Folgen wirtschaftlichen Scheiterns eine umfassende Mikrostudie zur Stadt St. Gallen für den Untersuchungszeitraum 1600 bis 1798 vor.

Guggenheimer untersucht in ihrer Studie *Falliten* (Konkursiten, die sich einem Schuldsprozess stellen mussten) und *Akkorditen* (Konkursiten, die sich mit ihren Gläubigern außergerichtlich einigten). Die beiden Fachtermini werden zwar hinreichend erläutert, unklar bleibt jedoch, welche Konsequenzen sich aus der Tatsache ergeben, dass Schuldner häufig zahlreiche unterschiedliche Kreditbeziehungen pflegten und sowohl als Fallit als auch als Akkordit in Erscheinung traten. Die Wahl des Untersuchungszeitraums erscheint sinnvoll vor dem Hintergrund, dass einerseits die Rechtsinstrumente Falliment und Akkord bis 1600 nicht eindeutig definiert waren und andererseits die Umwälzungen der Helvetischen Revolution von 1798 auf der Ebene der Verwaltung eine Fortsetzung des quantitativen Ansatzes der Studie verhindern.

Guggenheimer stellt eingangs die These der historischen Forschung in Frage, dass eine Häufung von Konkursen grundsätzlich als Phänomen einer Krise interpretiert werden kann. Sie untersucht wirtschaftliches Scheitern auf der normativen Ebene (Grundlagen und Veränderungen des frühneuzeitlichen Konkursrechts), der quantitativ-strukturellen Ebene (Konkurse im größeren Zusammenhang der Konjunkturgeschichte) sowie der individuell-konkreten Ebene (Fallstudien wirtschaftlichen Scheiterns) und widmet sich anschließend kulturellen Deutungsmustern von wirtschaftlichem Scheitern.

Ihre Untersuchung basiert im Wesentlichen auf amtlicher Überlieferung der Stadt St. Gallen sowie auf Rechtsquellen. Die Autorin kann damit auf eine breite Quellenbasis zurückgreifen. Private Quellen (z. B. Geschäftsbücher, Korrespondenz, Testamente) wurden nicht ausgewertet. Diesbezüglich wäre es wünschenswert gewesen, den LeserInnen mit auf den Weg zu geben, welche Motivation der Quellenauswahl zugrunde lag und ob gegebenenfalls andere Quellengattungen ebenfalls zur Verfügung gestanden hätten bzw. warum diese nicht ausgewertet wurden.

Die eingangs gestellten erkenntnisleitenden Fragen werden konsequent und nachvollziehbar bearbeitet und die jeweiligen Forschungsergebnisse hinreichend diskutiert. Insbesondere aber der Abschnitt zur anfänglich besonders hervorgehobenen Fragestellung, ob Konkurse als Barometer für die wirtschaftliche Entwicklung gewertet werden könnten, erweist sich dabei jedoch als methodisch problematischer Teil. Dies liegt darin begründet, dass zahlreiche Indikatoren für die wirtschaftliche Entwicklung St. Gallens (z. B. Preise, Löhne, Anteil der am Kreditwesen teilnehmenden Bevölkerung) fehlen. So werden etwa Auswertungen von Datenmaterial vorgenommen, die von der Autorin selbst zu recht in Frage gestellt werden (beispielsweise die Aufschlüsselung von Akkorditen und Falliten anhand von Berufsgruppen trotz fehlender Informationen darüber, wie viele Personen einer Berufsgruppe überhaupt angehörten). Auch die der Untersuchung zugrunde liegende Zusammenfassung der Konkurse in Zehnjahresschritten, die ausschließlich die Skizzierung von Langzeitentwicklungen ermöglicht, erweist sich hier als nicht zielführend. So kommt die Autorin hinsichtlich der Frage, ob Konkurse Barometer für die wirtschaftliche Entwicklung waren, zu widersprüchlichen Ergebnissen. Sie leitet daraus das Bestehen unterschiedlicher Phasen ab, in denen hohe Konkurszahlen entweder Merkmal von guter oder von schlechter Konjunktur waren. Darüber hinaus verweist sie darauf, dass nicht nur strukturell bedingte Gründe, sondern auch individuelle Ursachen zu finanziellem Scheitern führen konnten. Eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung hätte hier sicherlich zu einer Schärfung der Forschungsergebnisse geführt. Trotz dieser methodischen Probleme kommt Guggenheimer dennoch zu interessanten Befunden, die sie in aufschlussreichen Grafiken visualisiert.

Die im Anschluss zahlreich angeführten und analysierten Fallbeispiele dokumentieren detailliert das wirtschaftliche Scheitern der St. Galler im Untersuchungszeitraum. Guggenheimer kommt hier zu aussagekräftigen Thesen hinsichtlich der Rückforderung der Schulden bei einzelnen Berufsgruppen, der

Bedeutung des Aufbaus eines Netzwerkes bei der Aufnahme und Beitreibung von Schulden, des großen Stellenwerts langjähriger Geschäftsbeziehungen, der unterschiedlichen Kreditgeschäfte (Natural-, Hypothekar-, Umschuldungs- und Investitionskredit), des Kredits bei der städtischen Obrigkeit sowie hinsichtlich den Taktiken zur Risikominimierung, um nur einige Beispiele zu nennen. Sie zeichnet damit ein umfassendes Bild des St. Galler Kreditwesens und bestätigt die einschlägige Forschung darin, dass ein großer Teil der Bevölkerung über Jahre oder sogar Jahrzehnte immer wieder verschuldet und der Gang vor das Schulgericht fester Bestandteil in ihrem Leben war.

Hinsichtlich des Umgangs der städtischen Bevölkerung und der Obrigkeit mit Überschuldung zeigt Guggenheimer die große Bandbreite der Strafarten auf (Todesstrafe, Stadtverweis, Zuchthaus, Ehrenstrafen sowie Abbitte) sowie die Veränderungen, denen diese im 17. und 18. Jahrhundert unterlagen. Zuweilen arbeitet sie hier jedoch mit eher vagen Angaben: Finden sich noch genaue Hinweise zur Vollstreckung der Todesstrafe (zwei Fälle im Untersuchungszeitraum), so war der Stadtverweis die »häufigste Sanktionierung«, das Zuchthaus »allerdings generell selten«. Genauere, gar statistisch belastbare Angaben fehlen. Auch hier wären Grafiken sinnvoll gewesen, um die Häufigkeit und zeitliche Streuung der einzelnen Strafen zu visualisieren. Die anschließend dargestellten Selbsthilfestrategien, die Unterstützung von außen sowie die beruflichen Perspektiven der Schuldner nach dem Konkurs, werden umfassend erläutert. Jedoch erschließt sich den LeserInnen nicht, welchen genauen Zeitraum nach dem Konkurs die Autorin beleuchtet. Auch bei der Erläuterung der Frage, wie die Chancen des Schuldners auf finanzielle Erholung nach einem Falliment standen, werden diesbezüglich lediglich vage Äußerungen gemacht.

Angesichts der breiten Forschungslage zu anderen Regionen muss konstatiert werden, dass die Autorin ihre Thesen nicht hinreichend vor dem Hintergrund bereits vorliegender Ergebnisse diskutiert. Dies ist bedauerlich, denn eine tiefere Einordnung der Studie in

den Forschungskontext hätte die Befunde der vorliegenden Arbeit geschärft und die Arbeit aufgewertet. Auch fehlt eine eingehende Diskussion der Auswirkungen der Quellenauswahl auf die Forschungsergebnisse: Inwieweit müssen Aussagen zum wirtschaftlichen Scheitern gegebenenfalls relativiert werden, wenn das wirtschaftliche »Gelingen«, eine durch regelmäßige Zahlungen einvernehmlich beanstandete Kreditbeziehung, nicht abgebildet wurde? Diese Kritik soll die Qualität der Arbeit jedoch nicht in Frage stellen: *Kredite, Krisen und Konkurse* enthält zahlreiche neue Erkenntnisse und wird sicherlich Anregung für weitere Forschungen zum Kreditwesen in der deutschsprachigen Schweiz sowie auch für die St. Gallener Stadtgeschichte sein.

BEATE STURM (KLEVE)

■ Wissen und nach-industrielle Produktion: Niederschlesien 1936–1956

Yaman Kouli, Wissen und nach-industrielle Produktion: Das Beispiel der gescheiterten Rekonstruktion Niederschlesiens 1936–1956 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte; Bd. 319), Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 320 S., 11 Abb., 19 Tab., 54,00 €

Die Geschichte von Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa sowie diejenige des Wiederaufbaus der von den Deutschen bis 1947 bewohnten Gebiete werden meistens jeweils als ein Kapitel für sich erforscht. Obwohl Vertreibung und Wiederaufbau zur selben Zeit stattfanden, wurden sie von Historikerinnen und Historikern selten zusammengedacht. Das 2014 erschienene Buch von Yaman Kouli füllt somit eine Lücke: Es erforscht die wirtschaftlichen Folgen der Vertreibung der Deutschen für den Nachkriegswiederaufbau des nun polnischen Niederschlesien. Kouli fragt danach, was mit einer industrialisierten Region passiert, wenn deren Produktionsstätten von den Arbeitskräften getrennt werden. Um diese Frage zu beantworten, untersucht er den Zeitraum zwischen 1936 und 1956.

Die Studie besteht aus fünf Teilen. Kouli bespricht am Anfang die Rolle des Wissens für die industrielle Produktion. Zentral für seine Fragestellung sind die wirtschaftlichen Folgen der Nicht-Speicherbarkeit von Ausbildungs- und Erfahrungswissen sowie von Wissensnetzwerken. Die theoretische Einführung wird mit der Diskussion von zwei Erklärungen des europäischen Nachkriegswiederaufbaus abgerundet: Während die Rekonstruktionsthese das Wirtschaftswunder durch die Stetigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung erklärt, werden die hohen Wachstumsraten in der Catch-up-Hypothese als eine Aufholung des Rückstandes interpretiert. Dies bietet den Hintergrund für die Diskussion der makroökonomischen Entwicklungen Niederschlesiens während der Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit in den folgenden drei empirischen Teilen der Studie. Der Autor widerlegt zunächst die in der polnischen Historiografie verbreitete Auffassung vom wirtschaftlichen Niedergang der Region vor 1945. Kouli weist nach, dass sich die niederschlesische Wirtschaft bis Kriegsende dynamisch entwickelte und die Zerstörungen der industriellen Anlagen nicht auf Kriegshandlungen, sondern auf sowjetische Demontagen zurückzuführen sind. Seine Aufmerksamkeit gilt jedoch vor allem der Übernahme der niederschlesischen Industrie von den polnischen Behörden ab Frühjahr 1945. Besprochen werden der Aufbau der polnischen Verwaltung, die Arbeit spezieller Einheiten des Industrieministeriums sowie die Folgen des Drei- und des Sechs-Jahre-Planes. Der Fokus auf makroökonomische Prozesse und die Rolle der Behörden führt dazu, dass die Übernahme des deutschen Eigentums, die *jenseits* der Institutionen erfolgte, nicht besprochen wird – insbesondere die Plünderungen durch sowjetische Soldaten, auf der Heimkehr befindliche Zwangsarbeiter und zwischenzeitlich hier angesiedelte Juden, vor allem aber durch neue polnische Bewohner dieser Gebiete. Die Dimension dieser Plünderungswellen lässt sich zwar nicht genau quantifizieren. Das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung schätzte aber bereits im Oktober 1944 für Ostpolen, dass »die Verluste, die die Industrie direkt nach

den Kriegshandlungen infolge von Plünderung und Zerstörung« erlitt, oft »genauso verheerend, wenn nicht gar größer als Kriegszerstörungen« waren. Angesichts des politischen Vakuums und der Rechtlosigkeit konnte die Situation in den einst deutschen Gebieten am Kriegsende nicht viel besser sein. Polnischen Quellen zur frühen Nachkriegsgeschichte von Niederschlesien kann man entnehmen, dass eben die Plünderung für die neuen Behörden eine der größten Herausforderungen darstellte (worüber u. a. Elżbieta Kaszuba, Piotr Madajczyk, Marek Ordyłowski, Tomasz Szarota, Philipp Ther, Gregor Thum und kürzlich auch Marcin Zaremba geschrieben haben).

In einem separaten fünften Teil über die »Erblast« der Vertreibung analysiert Kouli unterschiedliche, nicht immer miteinander verbundene Themen. Es bleibt zum Beispiel offen, warum ein Unterkapitel über den Forschungsstand zur Vertreibung oder ein anderes über die Rolle der Vertriebenen in der Bundesrepublik eingebaut wurden. Abschließend fasst der Autor die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammen, indem er auf kurz- und langfristige Folgen der Vertreibung für die industrielle Entwicklung der Region verweist: Durch Zwangsmigrationen wurden gewachsene wirtschaftliche Strukturen und für die industrielle Produktion relevante Wissensnetzwerke zerstört; die polnischen Behörden unterschätzten die Bedeutung des Wissens für den Aufbau der Region; die wichtigsten Industriesektoren wurden anschließend nicht immer zum Wohl der wirtschaftlichen Entwicklung verstaatlicht. Das einst deutsche Eigentum konnte folglich nur teilweise übernommen werden, was der Autor in dem Satz zusammenfasst: »Eine erfolgreiche Übernahme war unter den historischen Bedingungen nicht möglich.« Folglich wurde Niederschlesien – im Gegensatz zu den meisten westeuropäischen und sowjetischen Regionen – vom europäischen Wirtschaftswunder abgekoppelt. Die Veränderungen, die 1956 mit der Übernahme der Parteiführung durch Władysław Gomułka einsetzten, behandelt Kouli lediglich anhand von Sekundärliteratur. Das ist bedauerlich, denn eben ein genauerer Blick auf diese Zäsur

und ein Ausblick über das Jahr 1956 hinaus hätten die These von »Gomułkas kleinem Wirtschaftswunder« verifizieren können.

Das Buch von Kouli basiert auf qualitativen und statistischen Quellen, die von deutschen und polnischen Behörden erstellt wurden. Unberücksichtigt bleiben Erinnerungen und Presseartikel, die die Möglichkeit eröffnen würden, die analysierten Prozesse in einem anderen Licht zu sehen. Das Fehlen der ersteren ist besonders schade, denn gerade zu Niederschlesien liegt eine Fülle faszinierender Ego-Dokumente von Menschen vor, die für die Übernahme der deutschen Industrie verantwortlich waren (zum Beispiel die Anfang der 1960er Jahre gesammelten und 1966 edierten Erinnerungen polnischer Ingenieure); auch von Deutschen, die über das Jahr 1947 hinaus in Niederschlesien arbeiteten sind solche Dokumente zu finden (zum Beispiel die Erinnerungen von Georg Reitor von 2001). Derartige Quellen könnten die untersuchten wirtschaftlichen Entwicklungen weniger abstrakt machen und das Defizit kompensieren, auf das Kouli an mehreren Stellen selbst verweist – die für den erforschten Zeitraum in der Tat quellentechnisch schwer zu erschließende Betriebsgeschichte Niederschlesiens.

Die Lektüre des Buches wird leider von vielen Tippfehlern und einigen Ungenauigkeiten gestört, etwa wenn behauptet wird: »Verschiedene Akteure – und hier in erster Linie das Ministerium für die Wiedergewonnenen Gebiete unter Gomułka – strebten an, vor Beginn der Konferenz vollendete Tatsachen zu schaffen und so die eigene Verhandlungsposition während der Potsdamer Konferenz entscheidend zu verbessern.« Tatsächlich ist das besagte Ministerium erst im November 1945, also einige Monate nach der Potsdamer Konferenz, entstanden. Man hätte ebenfalls an einigen Stellen kürzen und leserunfreundliche Formulierungen vermeiden können. Doch wird der Hauptwert der Studie – die Einladung dazu, die wirtschaftliche Entwicklung von Regionen zu untersuchen, die Mitte des 20. Jahrhunderts von einem fast kompletten Bevölkerungsaustausch geprägt wurden – deshalb nicht gemindert.

KORNELIA KOŃCZAL (FLORENZ)

■ HipHop in der DDR

Leonard Schmieding, »Das ist unsere Party«. HipHop in der DDR (Transatlantische historische Studien; Bd. 51), Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, 267 S., 38 Abb., 49,00 €

Leonard Schmieding schreibt die Geschichte des HipHop in der DDR als Erfolgsgeschichte, die mit dem Mauerfall endete. Er versteht – offensichtlich von Jean Baudrillards Analysen postindustrieller Zeichenökonomien inspiriert – HipHop als Aufstand der Zeichen und Bilder, deren Schöpfer sich als Sieger über den Staatssozialismus feiern konnten, weil dessen Vertreter die Zeichen nicht verstanden.

Schmieding, der erstmals 2003 als 25jähriger mit der HipHop-Szene in der DDR in Berührung kam, führt auf Grundlage staatlicher Archivquellen, privater Dokumente und Zeitzeugeninterviews eine historische Diskursanalyse durch. Er analysiert den Kulturtransfer von HipHop aus den New Yorker Ghettos in die DDR als »Afroamerikanisierung« der Populärkultur und beleuchtet die eigensinnigen Aneignungsweisen von HipHop, das heißt von Rap, DJing, B-Boying (Breakdance) und Graffiti, zwischen staatlicher Steuerung und jugendlicher Selbstinszenierung, Vereinnahmung und Autonomiestreben.

Im ersten Kapitel seiner Studie analysiert Schmieding zentrale Werte und Praktiken in der US-amerikanischen HipHop-Kultur und ihre offizielle Aneignung in der DDR. Darauf widmet er sich dem »Umgang der staatlichen Akteure mit HipHop als Jugendkultur«. Daran schließen sich fünf Fallbeispiele unterschiedlicher HipHop-Szenen und -Praktiken an. Die staatliche Förderung von HipHop deutet Schmieding als Versuch, die Kontrolle über die »Bilderproduktion« westlicher Populärkultur zu bewahren, die, so DDR-Wissenschaftler, den Sozialismus in seiner Existenz bedrohe. Mit der Zulassung des »Millionenfilms« *Beat Street* von 1984 trugen staatliche Institutionen maßgeblich zur Popularisierung von HipHop bei. Die Musiksendung »Vibrationen« im staatlichen Jugendradio DT64 machte die Musik bekannt,

vermittelte praktisch-technisches und kulturgeschichtliches Wissen, stellte DDR-HipHop vor und kündigte Veranstaltungen an. Schmieding weist nach, dass Staat und Szene eine »Afroamerikanophilie« (Moritz Ege) einte, eine imaginäre oder symbolische Identifikation mit Schwarzen als Opfern des US-Kapitalismus. Die offizielle Kulturtheorie deutete HipHop als eine im Widerspruch zur herrschenden Kultur entwickelte »zweite Kultur« der afroamerikanischen Arbeiterklasse und legitimierte ihre Aneignung als Ausdruck der internationalen Solidarität und des Antikapitalismus. Diese kulturpolitische Aneignung einer Jugendkultur identifiziert Schmieding als selektiv: Nur Breakdance erfuhr eine massive staatliche Förderung, die übrigen Ausdrucksformen – Rap, DJing und Graffiti – blieben unbeachtet, da sie nicht im Sinne der dominanten Kulturtheorie gedeutet (»gelesen«) werden konnten. Die Jugendlichen dagegen eigneten sich HipHop als Schwarz codierten Protest und kulturellen Ausdruck des eigenen »Leidens« an. Die Verarbeitung der »Bilder einer fremden Kultur« ermöglichte ihnen die Selbstinszenierung als schwarze Bewohner der Bronx und eine »imaginäre Ausbruchsbewegung aus der DDR«, die Schmieding als Kritik am Sozialismus per se versteht.

Die informellen Handlungsspielräume von Mitarbeitern der unteren Verwaltungsebene beschreibt er als Gratwanderung zwischen Erziehungsauftrag und dem Eingehen auf jugendliche Bedürfnisse, die die Entfaltung von »Eigensinn« (Alf Lüdtke) ermöglichte und zu einem uneinheitlichen Umgang mit der Jugendkultur führte. Die kulturpolitische Unsicherheit mit der Polysemie des HipHop ließ den Jugendlichen Schlupflöcher eigensinniger Praxis. Fünf Fallstudien, zum Leipziger Breakdance-Workshop, zu Breakdance-Crews, Mode und Graffiti, Rap und DJing, beleuchten Ambivalenzen im Umgang mit der HipHop-Szene und zeigen, wie sich die Jugendlichen »im, mit und gegen den Sozialismus arrangierten«.

Im Mainstream einer »Entwicklung und Förderung des künstlerischen Volksschaffens« wurde Breakdance als »akrobatische Volkstanzkunst« in gängige Unterhaltungsformate

eingebettet. Einstufungen in Leistungsgruppen und die starke Nachfrage sicherten den Crews eine gute Verhandlungsbasis gegenüber Veranstaltern. Seit 1985 wurden Wettbewerbe und Workshops auf nationaler Ebene durchgeführt. Die »Vereinnahmung« durch den etablierten Kulturbetrieb wurde von den meisten Breakdance-Gruppen bereitwillig in Kauf genommen. Zu einer Veränderung des Selbstverhältnisses scheint die Vereinnahmung nicht geführt zu haben. Auch auf der FDJ-Bühne fühlten sie sich als Rebellen, so vermutet Schmieding.

Mit Graffiti auf Kleidungsstücken und Wänden griffen die Jugendlichen in die »Bilderordnung« des öffentlichen Raums ein. Volkspolizei und Staatssicherheit begegneten dem mit Misstrauen und versuchten, die Anbindung der Jugendlichen an kulturelle Institutionen in die Wege zu leiten. Aus der Darstellung Schmiedings ergibt sich der Eindruck, dass Zersetzungen und Gewalt eher Ausnahmen waren. Die Erfolglosigkeit des Unterfangens, die Inszenierung von HipHop im öffentlichen Raum zu unterbinden und damit zu verhindern, dass sich Jugendliche »in einen Kontext der Bronx, New York oder Amerika hinein-imaginierten« und ikonographische Republikflucht begingen, führt Schmieding darauf zurück, dass dem Staatsschutz »die Lesbarkeit der Zeichen verwehrt blieb«. Da die Staatssicherheit »in strafrechtlichen und nicht in kulturellen Kategorien« gedacht und sich nicht anhand von Musikzeitschriften über HipHop informiert habe, habe sie Graffiti als harmlose »Phantasiebilder« abgetan und ihren politischen Charakter verkannt. Die Vertreter sozialistischer Obrigkeit, so eine Erkenntnis des Buchs, hätten »nie wirklich verstanden, dass es beim HipHop um individuelle Selbstmodellierung [...] in Kombination mit sowohl Party als auch Protest geht«. Die Tragik dieses Missverständnisses läge also, etwas zugespitzt, darin, dass der symbolischen Selbstreferentialität der Jugendkultur von den staatlichen Akteuren keine politische Bedeutung zugeschrieben wurde und der semiotische Angriff daher unbemerkt an den Repressionsorganen vorüberging.

Die Vergewaltigung, Jugendliche der Straftat der »inneren Rebellion« zu überführen, ist nach

Schmieding ein Indiz dafür, dass die »Maßnahmen zur Ausübung von Herrschaft« zum Ende der DDR hin immer weniger griffen. »Das ist unsere Party«, den Schlachtruf der Szene, befreit er als HipHop-Version des »Wir sind das Volk« der Friedlichen Revolution und folgt damit dem offiziellen geschichtspolitischen Narrativ der BRD, nach dem das »Volk« sich mit Mitteln der westlichen Populärkultur von einer totalitären »SED-Diktatur« befreit habe.

Schmiedings Beschreibung einer engen »Kollaboration« von Szene und Staat, die Breakdance auf die großen Bühnen brachte, nimmt seiner These einer wachsenden »Entfremdung zwischen dem SED-Staat und seiner Jugend« einiges an Überzeugungskraft. Fragen wirft auf, dass der »Aufstand der Zeichen« als radikaler Bruch mit lebensweltlichen Erfahrungen des Aufwachsens in Familie, Schule, Betrieb, Wohnviertel gedeutet wird, über die man aber, ebenso wie über die Szenepresenz junger Frauen, kaum etwas erfährt. Auch die inhaltliche Seite der jugendlichen »Kritik am Staatssozialismus« bleibt unklar. Aspekte der Performance und Inszenierung, die städtische Erfahrungsqualitäten hervorhob, öffentliche Räume entstehen ließ und von Publikumsreaktionen lebte, stehen in der Studie im Hintergrund.

Dass die Rekonstruktion der jugendlichen Praxis in fünf Fallbeispielen erst nach einer Darstellung des Umgangs der staatlichen Akteure mit der Szene erfolgt, erschwert das Verständnis der Argumentation erheblich. Erst in Schmiedings Interpretation der Graffiti als Angriff auf die »Herrschaft der Zeichen«, die »Semiokratie« der Medien und der herrschenden Kultur wird deutlich, dass seine zentrale These einer semiotischen Auseinandersetzung um popkulturelle Bilderproduktion und staatlicher Kontrolle Jean Baudrillards Zeitdiagnose aus *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen* (1978) aufgreift. Dieser deutet New Yorker Graffiti im Kontext der postindustriellen Transformation des Städtischen, der Ablösung industrieller Warenproduktion durch eine urbane Zeichenökonomie. Dass der Angriff der Zeichen in DDR-Städten auch deswegen scheitern musste, weil diese weder die »Semiokratie« bunter Werbeflächen

noch De-Industrialisierung und Segregation kannten, thematisiert Schmieding leider nicht. Dies jedoch macht das eigentlich Bizarre dieser Aneignung aus: Die Jugendlichen malten, am Ende der DDR, unverständliche Zeichen aus der kapitalistischen Zukunft an die Wand. Dass sie, wie Schmieding abschließend feststellt, mit HipHop kapitalistische Kernkompetenzen der »Darstellung, Aufführung und Vermarktung des Selbst« erwerben konnten, die in der Zukunft lebensnotwendig werden sollten, war nicht zuletzt der großzügigen Förderung im Staatssozialismus zu verdanken.

THOMAS P. FUNK (BERLIN)

■ Das sozialistische Rumänien im biographisch-zeitgeschichtlichen Gedächtnis

Valeska Bopp-Filimonov, Erinnerungen an die »Nicht-Zeit«. Das sozialistische Rumänien im biographisch-zeitgeschichtlichen Gedächtnis (1989–2007) (Balkanologische Veröffentlichungen. Geschichte, Gesellschaft und Kultur in Südosteuropa; Bd. 61), Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2014, 350 S., 54,00 €

Two and a half decades after the fall of the communist regimes in Central and Eastern Europe, public and academic calendars still converge, at least occasionally, in asking what of communism is being remembered, how, and by whom. Romania, oftentimes singled out for having had one of the most oppressive communist regimes in the Eastern Bloc, has also been receiving considerable scholarly attention for its unusual engagement with the past. The title of Valeska Bopp-Filimonov's book is a case in point. »Non-time«, the designation coined by the Romanian historian Sorin Antohi with reference to the communist period, is a good illustration of the paradoxical public discourse promoted by politicians, intellectuals, and scholars in the recent past. Communism is being remembered, argues Bopp-Filimonov, as an aberration in the course of Romanian history, the responsibility for which is often externalized. But how are individual memories articulated within or against

this interpretation of the past that effectively brackets communism out of the country's history? In what language would they be conveyed? And what are the limits of the sayable in postsocialist Romania? These are the questions at the core of Valeska Bopp-Filimonov's study of contemporary biographical memories of socialism.

To the existing literature on the formulation and widespread political appeal of the public anticommunist discourse in Romania after 1989, this study adds the much-needed dimension of family and individual recollections. It asks how state socialism, its demise, and the postsocialist transformations are processed through life stories. Between 2005 and 2007, Bopp-Filimonov conducted 45 oral history interviews in 18 families from Bucharest, Alexandria, and Timișoara. In each family she spoke with members of at least two different generations. As a mediator between individual and society, the family appears as a privileged site to investigate the interplay between personal and public memory.

Apart from the introductory chapter, the book is structured in three parts. The first is a survey of the ways in which the communist past has been framed in public discourse between 1989 and 2007. It seeks to reconstruct the range of available narrative and interpretative frameworks that would inform or organize individual biographies, and asks specifically what were the rules of the sayable about the recent past in the Romanian postsocialist public space? Using the combined methodologies of discourse analysis and *Begriffsgeschichte*, and choosing as sources media »interdiscourses« rather than specialized knowledge circulated among small professional groups (e.g., history writing), Bopp-Filimonov offers a diachronic analysis of the postcommunist, neonationalist, and anticommunist discursive strands after 1989. While this provides a useful overview of the changing political landscape with its coupled politics of memory, the overreliance on »professional politics« misses the crucial point that in postsocialist Romania the most heated, publicized, and consequential debates on the meaning of recent history were carried out in cultural, rather than overtly political terms. In

Bopp-Filimonov's interpretation, the political statements of President Traian Băsescu cut across the existing discursive positions. Together with the wholesale condemnation of communism through the Tismăneanu Report, they inaugurated a new brand of memory politics. A broader focus would have probably made clearer for the reader that they in effect secured the hegemony of anticommunism. That being said, Bopp-Filimonov nevertheless skillfully diagnoses anticommunism as ultimately unable to produce a historical narrative that could integrate on equal footing a variety of life stories.

The main section of the book is an in-depth analysis of a small number of selected oral history interviews, conducted in three Bucharest families. They are presented as a corrective to the little differentiated and overwhelmingly negative public discourse on communism. Each case study replicates the overall structure of the book: first, there is a reconstruction of the historical framework in which the life story unravels; second, the individual biographical narrative is recounted with a focus on the personal experiences shaping the way in which the past is being remembered; finally, the interplay between the individual biography and public discourse is analyzed, through sources such as statements made in parliament by the interviewee, published articles or interviews, penned literature, etc. The subchapter on Dan and his son Dominic will appeal to the reader interested in the life trajectories, experiences, and ideological commitments of the descendants of the interwar intelligentsia. Born in the 1940s to a family of liberal-conservative elites, Dan saw many of his close relatives imprisoned in the 1950s, but lived a relatively peaceful and protected existence as a literary scholar in the 1970s and 1980s. Although a member of the Communist Party before 1989, he actively engaged in politics only following the regime change, within one of the newly reinstated interwar »historical parties« and as a member of the parliament. However, he saw his strand of anticommunism increasingly marginalized. Bopp-Filimonov illuminates the extent to which Dan conceives of his life story as part

of the family history. For him, his actions and meaning-making follow in the spirit of his family's democratic tradition. By contrast, for his son Dominic anticommunism is not a potent or integrative interpretative pattern anymore.

The second case study details the biographical narratives and recollections of Cornel and his daughter Ana. The same generation as Dan, Cornel was born to a poor peasant family from Bukovina but enjoyed a success story of upper mobility. He graduated from Bucharest University and became an inspector in the Ministry of Education. In the early 1970s, he decided to study theology, became a priest, and also began writing literature. Bopp-Filimonov's analysis of Cornel's recollections hinges on the inexplicable career switch, on his general unwillingness to discuss his political past, and on the impersonal narrative style, prone to reproduce tropes of the communist discourse rather than evoke personal experiences. In the case of his daughter Ana, who is trying to harmonize her family history and her leftist sympathies with the moralizing anticommunist public discourse, silences are not so much signs of an unwillingness to communicate, but of the lack of discursive modes on which to pattern one's understanding of the past. In this line of reasoning, the final case study, that of a family of formerly high-ranking communist officials who recanted the consent for their story to be published, is an extreme illustration of the limits of the sayable in postsocialist Romania.

The final chapter distills from the 45 oral history interviews conducted supra-individual features of the processes of remembering and interpreting the past in Romania. It addresses regional and generational differences as well as the absence of an engagement with the issue of fascism from public and private discourses. Bopp-Filimonov concludes that the absence of a master narrative of the socialist past able to integrate the life stories of individuals with different social, ethnic, and generational backgrounds precludes the citizens' identification with the postsocialist state and its political decisions. The lesson is sound but raises the crucial question of its relevance for the present situation in Romania. Close to a decade has

passed since Bopp-Filimonov conducted her research. Reflection on the intervening time-span and especially on the vigorous afterlife of the anticommunist discourse is sorely missed from this insightful account of the memory of the recent past in postsocialist Romania.

ADELA HÎNCU (BUDAPEST)

■ Feminismus in historischer Perspektive

Feminismus Seminar (Hg.), Feminismus in historischer Perspektive. Eine Reaktualisierung (Gender Studies), Bielefeld (transcript) 2014, 418 S., 29,99 €

Der Band *Feminismus in historischer Perspektive* positioniert sich schon über sein Cover deutlich. Darauf befindet sich das Bild einer Frau mit Sonnenbrille, in der sich eine Landschaft spiegelt, die dem Betrachtenden verborgen bleibt. Es wirft auf, was in den einleitenden Texten formuliert wird und sich beim Lesen der versammelten Aufsätze entfaltet: Der Band richtet seinen Fokus nicht nur auf die Vielzahl historischer Feminismen, sondern widmet sich auch der Frage der Perspektive auf diese, reflektiert den eigenen Blick und das Bild, das durch diesen entsteht. Denn, das deutet die Darstellung der Sonnenbrillenschönen an, das Objekt wird ohnehin nur durch die Reflexion der Brillengläser sichtbar.

Statt einer herkömmlichen Hinführung sind den Aufsätzen des Bandes drei Texte vorangestellt: Neben einem Vorwort aus studentischer Perspektive, welche die Herausgebenden vorstellt, sowie einer Einleitung mit Hinweisen zum Aufbau des Bandes und den einzelnen Beiträgen findet sich zudem ein Gespräch zum Thema »Über Feminismus sprechen«. Zu Wort kommen hier die InitiatorInnen des besagten Seminars an der Universität Köln, in dessen Rahmen eine studentische Konferenz mit dem Titel »Radikal, sexy, aktuell: Feminismus in historischer Perspektive« durchgeführt wurde. Beiträge der Konferenz und ergänzende Aufsätze sind im vorliegenden Band versammelt.

Hinsichtlich der Konzeption des Bandes argumentieren die GesprächsteilnehmerInnen in

verschiedene Richtungen und auf unterschiedlichen Ebenen: So geht es darum, den Feminismus, in Abgrenzung zur Tradition einer Frauengeschichtsschreibung, neu zu erzählen: als einen Kontext sehr unterschiedlicher Theoriebildungen, als heterogene soziale Bewegung, als Rahmen entgegengesetzter politischer und gesellschaftskritischer Positionen, getragen von unterschiedlichen Gruppierungen mit ihren spezifischen Zielsetzungen. Verbindend sei ausschließlich, so Christiane König, »das Begehren, [...] an gegebenen Machtverhältnissen etwas zu ändern.«

Mit dieser Perspektive einer kritischen Geschlechtergeschichte geht eine veränderte Form der Darstellung von Wissen einher. Diese besteht darin, der Einstimmigkeit einer Einleitung die Vielstimmigkeit mehrerer Texte mit einem höheren Maß an Kontroversität und Diskursivität entgegenzustellen. Weitere programmatische Setzungen wie die kollektive Herausgeberschaft und der nicht-chronologische Aufbau des Bandes sind darauf ebenfalls zurückzuführen.

Der Band weist eine dezidiert politische Dimension auf: Über die Auseinandersetzung mit feministischer Gesellschaftskritik und subversiver Praxis könnten und sollten kritische Positionen zurück an die Hochschule geholt werden. Veränderte hochschuldidaktische Formate ermöglichen die Entwicklung und Entfaltung solcher kritischen Standpunkte und zeigen, dass Veränderungspotentiale existieren, die genutzt werden können.

Anknüpfend an diese Positionen fächert der Band die thematisierten historischen Feminismen, ausgehend vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, anhand inhaltlicher Schwerpunkte auf, statt die chronologische und teleologische Idee von Wellen des Feminismus als Erzählstruktur zu nutzen. Sie werden als »hegemoniales Narrativ der Frauengeschichtsschreibung« kritisiert und abgelehnt, dennoch, das sei kritisch vermerkt, schwappen sie als beständige Vergangenheitsversion und epistemologische Kategorie in nahezu alle Aufsätze wieder hinein.

Die erste Sektion des Bandes widmet sich feministisch-politischer Praxis im Spannungsfeld von *race* und *class*, verfolgt die Argumen-

tationsweise einer »counter-hegemonialen Geschichtsschreibung« und nähert sich der historiographischen Konstruktion eines weißen und bürgerlichen Feminismus kritisch an. Die Sektion stellt die Heterogenität und Ambivalenz des *First-Wave*-Feminismus aus, unterwandert ein beständiges Narrativ der Frauengeschichtsschreibung und trägt damit zur beabsichtigten Verkomplizierung feministischer Geschichtsschreibung bei. Während das Fallbeispiel der *Philadelphia Female Anti-Slavery Society* zeigt, dass die Verbindung von feministischer und anti-rassistischer Politik in den USA im 19. Jahrhundert denkbar und umsetzbar war, weist der Aufsatz zu den Argumentationslinien weißer Suffragetten im ausgehenden 19. Jahrhundert darauf hin, dass sich der politische Erfolg dieser Frauenbewegung auch über die dezidierte Teilhabe am zeitgenössischen biopolitischen Diskurs einstellte, der die Kategorien von Weiblichkeit und *whiteness* verknüpfte. Hier wird ein zentraler Beitrag deutlich, den der Band zu leisten vermag: Historische Feminismen weisen mitunter eine Nähe zu »eugenischen und faschistischen Logiken auf«, was dem tendenziell identifikatorischen Impetus einer Frauengeschichtsschreibung entgegensteht.

Dem Wunsch, in der Historiographie bislang unbeachtete feministische Praxis in den Fokus zu nehmen, um auf diese Weise tradierte Erzählungen zu hinterfragen, nähert sich die zweite Sektion des Bandes zum Zusammenhang von Konsumkultur und Feminismus an. Der Aufsatz zu den *Flapper girls* der 1920er Jahre zeigt, dass gerade die vermeintlich apolitische Praxis einer Partizipation an der kapitalistischen Konsumgesellschaft und Freizeitkultur letztendlich Emanzipationspotentiale im Hinblick auf eine Teilhabe am bislang vornehmlich männlich besetzten öffentlichen Leben freisetzte und damit eine Veränderung bestehender Geschlechterverhältnisse anstieß.

Dass die innerhalb der feministischen Praxis und Theorienbildung essenziell gedachte Weiblichkeit nicht erst mit dem sogenannten *Third-Wave*-Feminismus der 1990er Jahre irriert und kritisch reflektiert wurde, zeigt sich in der Sektion zu Bewegung und Identität. So beleuchtet der Aufsatz zur Frauenbewegung im

New Age die Debatten um den Stellenwert einer spezifisch weiblichen Spiritualität und ihres politischen Potentials für die Bewegung. Während einige FeministInnen für eine Befreiung aus patriarchalen Strukturen über eine weiblich gedachte Spiritualität plädierten, erkannten andere darin eine Tendenz der Festschreibung der bipolaren Geschlechterordnung.

Die Bedeutung identitätspolitischer Prämissen und deren Kritik aus der feministischen Bewegung heraus zeigt sich ebenfalls am Beispiel der *Third World Women*: Überzeugend wird gezeigt, wie die Denkfigur der Intersektionalität in diesem Kontext feministischer Theorienbildung und künstlerischer Praxis entsteht und damit eine mögliche Grundlage darstellt, die gängige Periodisierung feministischer Wellen in Frage zu stellen.

Die letzte Sektion des Bandes, die unter dem Titel *Medien und Repräsentationen* neben verschiedenen Werken des afroamerikanisch-feministischen Kinos sowie dem kontroversen feministischen Pornografiediskurs das Phänomen der *riot grrrls* thematisiert, zielt in eine ähnliche Richtung. Letztendlich zeigt sich gerade am Beispiel der Subkultur der *riot grrrls*, wie sich identitätspolitische Strategien eines *Second-Wave*-Feminismus (Schaffung von Freiräumen und unabhängigen Strukturen sowie Bildung von Netzwerken) mit in den 1990er Jahren entstehenden, veränderten Vorstellungen und Theoremen von Geschlechtsidentität produktiv kreuzen.

In diesem letzten Aspekt liegt ein großer Verdienst des Bandes: Der Hinweis auf die »Dialektik von Identität und Konstruktion«, der sich, das zeigen die Aufsätze, in den Feminismen unterschiedlicher historischer Zeiten erkennen lässt, stellt tatsächlich die Periodisierung in Wellen in Frage, wenn auch der Band dieses Konstrukt strategisch immer wieder nutzt, um gegen eine Ordnung anschreiben zu können. Der Titel des Bandes bezieht sich auf eben jenes Verständnis des Begriffes »Feminismus«, das nicht allein auf Authentizität und Essentialität beruht, sondern besagte Dialektik und Brüchigkeit des Konzeptes in verschiedenen historischen Zeiten immer schon transportiert hat.

KATHARINA BRECHENSBAUER (BERLIN)